

Am 24. Juni 1869 wurde in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei das XLIX. Stück des Reichsgesetzblattes ausgegeben und versendet.

Dasselbe enthält unter Nr. 117 das Gesetz vom 27. März 1869, wodurch das Ministerium der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder zum Abschluß eines Uebereinkommens mit dem Ministerium der Länder der ungarischen Krone wegen gegenseitiger Feststellung der Anslagen im Zollgefälle ermächtigt wird. (Wr. Btg. Nr. 143 vom 24. Juni.)

Nichtamtlicher Theil.

Das Concil und die Großmächte.

Angeregt durch die Aufschlüsse, welche vor Kurzem über die Schritte des bayerischen Cabinets zur Erzielung eines gemeinschaftlichen Vorgehens der Mächte gegenüber dem ökumenischen Concil gegeben wurden, sucht ein Wiener Correspondent der „Köln. Btg.“ in folgender Weise das Zusammenzufassen, was bisher an Symptomen vorliegt, welche auf die Haltung der Großmächte angesichts des Concils einen Schluß zulassen. Vornehmlich darf — schreibt derselbe — constatirt werden, wie die Voraussetzung des bayerischen Minister-Präsidenten allenthalben unbestrittene Anerkennung findet, daß es in der Absicht Pius IX. liege, durch die Beschlüsse der ökumenischen Versammlung gewissen Theorien die Weihe des Dogmas zu geben, welche das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zum Nachtheil des ersteren alteriren. Darüber ist schon genug gesprochen und geschrieben worden, um jede weitere Erörterung als schlechterdings überflüssig anzuschließen. Der Instinct der Völker, meist spürkräftiger als die Voraussicht der Cabinette, hat dies alsbald herausgefunden. Die Regierungen Europas würden sich einer gröblichen Versäumniß schuldig machen, wäre ihnen allein verborgen geblieben, was mit Händen zu greifen ist. In der That beschäftigt man sich auch im Schoße fast sämmtlicher Cabinette mit jenen Erwägungen, die öffentlich angeregt zu haben das Verdienst des Fürsten Hohenlohe bleibt. Mit günstigen Augen blickt, so viel geht aus allen Andeutungen hervor, keine Regierung dem kommenden Ereignisse entgegen. Daß sich vorläufig noch jede derselben die Wahl ihres Standpunktes frei hält, ist eine natürliche Folge der verschiedenen Interessen, die da oder dort am wichtigsten in die Waagschale fallen.

Nehmen wir vorerst die beiden großen katholischen Mächte Frankreich und Oesterreich. Von beiden ist bekannt, daß sie die bayerische Depesche in ihren Motiven gewürdigt, in ihren Vorschlägen jedoch als inopportun bezeichnet haben. Für den „allerchristlichsten“ Kaiser der Franzosen scheinen da Beweggründe maßgebend gewesen zu sein, die man heute nur erst ahnen kann. Die Angstfrage, die neuestens aus dem clericalen Lager ertönen, berechtigten jedoch zu der Annahme, daß man in diesen Kreisen Witterung hat von den Plänen, mit welchen Napoleon schwanger geht. Die Haltung des französischen Clerus und seiner Anhänger während der Wahlen hat den Kaiser, das darf als gewiß gelten, tief verstimmt. Entsprechend sie doch nicht den Erwartungen, zu welchen sich der Schirmvogt der weltlichen Papstherrschaft berechtigt glaubte. Die Occupa-

tion Roms erwies sich also auch dort, wo man dies einzig erwarten konnte, nicht als die Quelle eines Machtzuflusses für das persönliche Regiment. In politischer Beziehung war sie von jeher das Gegentheil. Garibaldi steht nicht mehr in der Campagna, die Wunder des Chassepot würden sich heute nicht mehr an den Pionieren der Demokratie, sondern höchstens an den Truppen des Königs von Italien bewähren, jenem Italien, das vom Simplon bis nach Messina dem Kaiser der Franzosen großt, weil er ihm die Schlüssel zur Siebenhügelstadt vorenthält. An dem Tage, wo die französischen Truppen sich in Civitavecchia einschiffen, wird das stolze Italia karà da se zur Wahrheit, an demselben Tage fällt der Opposition in Paris eine der schneidigsten Angriffswaffen klirrend aus der Hand. Nicht die Logik allein, sondern positive Anzeichen, wenn sie auch noch keine diplomatischen Formen angenommen haben, sprechen dafür, daß sich Napoleon wirklich mit diesen oder ähnlichen Gedanken befreundet. Weht aber an Stelle der weiß-roth-blauen Tricolore das weiß-grün-rothe Banner Italiens vom Capitol, wie ändern sich da die Chancen des Concils? Und wer sollte Frankreich an der Ausführung eines solchen Planes hindern? Zwar spricht die „Pall Mall Gazette“ von einer Occupation Roms durch preussische Truppen, aber wo finden sich die Thoren, um solches alberne Geschwätz ernsthaft zu nehmen? Spaniens katholische Königin, sonst immer bereit zum Schutze der weltlichen Herrschaft, führt „fern von Madrid“ ein beschaulich Leben und die Regentschaft hat mit solchen Velleitäten gebrochen. Oesterreich? Wohl gab es eine Zeit, wo man in Wien das Gelächte verspürt hätte, dem wankenden Throne im Vatican beizuspringen. Sie ist vorüber, glücklicherweise vorüber. Die apostolische Mission des Kaisers ist erfüllt, wenn er stummer Zuschauer der Dinge ist, denen Einhalt zu thun außerhalb des Rahmens seiner Pflichten als Souverän liegt; das Cabinet jedoch beweist sich großmüthig genug, wenn es, aller Unbill, die ihm von Rom kam, vergessend, die contemplative Haltung wahrt, die ihm seine ganze Politik vorschreibt.

Aber selbst wenn die Dinge nicht diese Wendung nehmen würden, hat Oesterreich keinen innern Grund, jetzt schon Kriegsmittel, womit es staatsgefährliche Beschlüsse des Concils zu bekämpfen denkt, aufzuhäufen. Die Stimmung im Volke ist nicht derart, um sich nach dem Winde zu drehen, der von Rom weht. Besonders in Ungarn, dessen Clerus von jeher seine eigenen Wege wandelte, gibt sich jetzt eine Bewegung kund, welche in ihrem letzten Ziele auf Autonomie in der Kirchenverfassung gerichtet ist und römischen Suprematie-Gelüsten nicht minder ungenehm kommen dürfte, als der huffische Zug in der czechischen Agitation. Was auch in Rom beschlossen werden mag, es kann keinen Kampf erzeugen, der erbitterter wäre, als jener um das Concordat. Hier galt es, eingepflanzte Lehren, Traditionen auszuroden; fürwahr, weit schwieriger als der Kampf gegen neue Dogmen, denen man den Eingang freischweg verwehren kann, und doch gelang es und wird gelingen, wenn man mit Energie dem Trotz, mit den Waffen der Bildung der römischen Curie zu begegnen nicht ermüdet. Die Curie muß erkennen, daß ihre Macht, sofern sie der

Beherrschung des Staatswesens gilt, gebrochen ist; soll dies erreicht werden, so darf man es nicht den Kindern gleichthun, die zu schreien beginnen, wenn sie im Finstern sind. Tritt die Curie mit ihrem Programme ans Tageslicht, dann wird man zu erwägen haben, wie weit sich dasselbe mit den Grundgesetzen des Staates verträgt. Droht es denselben Widerspruch, überschreitet die Kirche den Kreis ihrer Freiheit auf Kosten der Freiheit des Staates, nun, so wird der Staat seine Rechte und Pflichten wahrzunehmen und zu prüfen haben, ob er denjenigen seiner Staatsbürger, welche zur Theilnahme an einem solchen Acte aufgefordert sind, diese Theilnahme gestatten kann. Für die Richtigkeit dieser Auffassung, die auch in der diesseitigen Antwort auf die bayerische Depesche Ausdruck findet, bürgt mehr als der Umstand, daß sie von den zu Rathe gezogenen Ministern beider Reichshälften gebilligt wurde, die Thatsache, daß sich bisher noch keine Stimme, selbst aus den oppositionsüchtigsten Reihen, dagegen erhob.

Der nächste Interessent, das Florentiner Cabinet, bewegt sich genau auf demselben Boden. Urkunde dessen, daß der erste Eindruck der bayerischen Depesche in Florenz jener der vollen Billigung war, daß aber Marquis Pepoli alsbald angewiesen wurde, sich mit dem diesseitigen Cabinet zu benehmen. Der italienische Gesandte soll bei diesem Anlasse eine Reihe von Punkten namhaft gemacht haben, deren Erscheinen auf dem Programme des Concils seine Regierung bestimmen möchte, Schritte gegen dasselbe zu thun. Nachdem man jedoch in Florenz Kenntniß von dem Botum der vereinigten österreichisch-ungarischen Ministerien erhielt, bemerkte man wohl auch, daß eine solche Aufzählung der zu beanstandenden Concilbeschlüsse es der römischen Congregation nur erleichtern würde, sich durch allerlei Hinterthürchen zu salbiren, und es ist wenigstens nicht bekannt geworden, daß die italienische Regierung die Opportunität eines derartigen Vorgehens im gegebenen Augenblicke anders aufgefaßt hätte, als man es hier unter Vorbehalt der freien Hand für die Zukunft that. Auch in Petersburg entzieht man sich dieser Angelegenheit nicht, ohne bisher zu einer endgiltigen Entscheidung gelangt zu sein. Maßgebend für letztere wird voraussichtlich das Endergebniß der augenblicklich zwischen Rußland und der Curie obsehenden Verhandlungen sein. Kurz gefaßt, gelten dieselben der Art, wie der Papst mit dem katholischen Episcopate zu verkehren habe. Die kaiserliche Regierung erklärt, diesen Verkehr nur durch das Consistorium in Petersburg gestatten zu können; im Vatican beansprucht man dagegen den vollkommen freien und unmittelbaren Wechselverkehr mit den römisch-katholischen Bischöfen. Kommt eine Einigung nicht zu Stande, so ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu gewärtigen, daß der Czar den Bischöfen des römischen Ritus die Theilnahme am Concile verwehren wird. Wie nachdrücklich man in Rußland solchen Weisungen Gehorsam zu verschaffen liebt, darüber gibt die Geschichte der letzten Tage in der Sache des Bischofes Lubinski eine höchst unerquickliche Belehrung. England hat, namentlich wenn es die irische Kirchenbill durchgesetzt hat, wenig Veranlassung, sich um das Concil zu kümmern; über seine Haltung braucht man sich auch kein Kopferbrechen zu machen. Das Berliner Cabinet anlangend, ist mir nur bekannt, daß sein

Feuilleton.

Ueber den Tanz und über Volkstänze.

Von Heinrich v. Vittrow.

(Fortsetzung.)

Eigenthümlich bleibt es, daß zur selben Zeit, wo in Deutschland der sogenannte St. Veits-Tanz auftrat, sich in Italien eine ganz ähnliche Krankheit zeigte, von der man sogar behauptet, daß sie bis heutzutage noch nicht verschwunden sei. Man glaubte damals und glaubt, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, unter der niederen Volkscategorie Neapels und Siciliens heute noch, daß der Biß oder Stich einer in Italien nicht seltenen braunen Kreuzspinne, Tarantola, einen Zustand erzeuge, der den Betroffenen zum Tanze zwingt. Gerade in der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, als in Deutschland der St. Veits-Tanz am häufigsten auftrat, sollen nicht nur eingeborne Italiener, sondern auch reisende Fremde aller Nationen massenhaft von diesem Uebel befallen worden sein, gegen welches Musik und Tanz allein Hilfe, wenigstens Linderung schufen. Eine einfache, immer rascher werdende Tanzmelodie, die ihrer eigenthümlichen Bestimmung nach sogenannte Tarantella, war das sonderbare Heilmittel, welches bei den verschiedenen Formen, in denen die Krankheit auftrat, mit allerlei Variationen angewendet wurde, und sich endlich durch den Reiz, den es auf das Auditorium ausübte, so beliebt machte, daß dem Italiener keine Tanzmusik lieber war, und daß gerade diese bis auf den heutigen Tag im Stande geblieben ist, eine wahrhaft elektrisirende Wirkung hervorzubringen. Wenn der Italiener, besonders der sonst so träge Neapolitaner oder Sicilianer, die heitere Weise einer „Tarantella“ hört, so gibt es für ihn keine Beschäftigung, keine Ermüdung, keine Ruhe mehr, die ihn bewegen könnte seine Tanzlust zu unterdrücken. Die Stadt Taranto in Cala-

brien mag übrigens zum Namen des Tanzes das meiste beigetragen haben, da er heute noch dort vorzüglich und am häufigsten getanzt wird.

Ähnlich der Tarantella tritt der ungarische Csardas auf — nur beginnt er mit der dem Ungar eigenen Moll-Introduction — verspricht bei den ersten schweremüthigen Accorden eher eine Elegie, eine gefühlvolle Serenade, als einen wilden Tanz, geht aber allmählich crescendo auch mit dem Feuer der Tarantella zu Ende, nur daß im Csardas den klirrenden Sporen zu Ehren noch mehr mit den Füßen gestrampft wird als bei der Tarantella.

In der Geschichte des Csardas, dessen Musik den Ungar ebenso hinreißt und begeistert wie die Tarantella den Italiener, wie der Irish Gig den Engländer, wie der Bolero und Fandango die Caducha und Gitana den Spanier, wie die Mazurka den Polen, wird nichts von Spinnen oder anderen Insecten erwähnt, die durch ihren Stich zum Tanzen verückt hätten, und alle jene Quellenstudien über den krankhaften Ursprung gewisser Tänze führen uns an die Pforten der Mythologie und Fabel, wo wir, wie Dante an der Höllenspforte, stehen und lesen: Lasciate ogni speranza voi ch' entrate — Inf. Canto III.

Mißbräuche, die sich bei diesen Tänzen einschlichen, ja nach und nach zur Hauptsache wurden, veranlaßten die Bischöfe, Verbote und Anathemas gegen den Tanz und die Tanzenden zu schleudern — alle diese Maßregelungen waren fruchtlos, und in Marseille wurde trotz aller Kirchenverbote am St. Lazarus-Tage (17ten Dezember 1024) ein solcher Tanz mit verlarvten Männern und Frauen entdeckt, der sich unter Pfeifen und Saitenspiel durch alle Straßen der Stadt bewegte, und an dem sich sogar die niedere junge Geistlichkeit stark betheiligte.

Aber auch andere Vorurtheile und Erinnerungen waren mit den Tänzen verbunden. Nach einem stark verbreiteten Volksglauben sollte der Tanz am Johannis-

tage das Haus, wo er veranstaltet wurde, für ein Jahr vor Gewitterschaden bewahren, — so entstand der sogenannte Schäfflertanz in München als devote Feier und Erinnerung an die Pest, die im Jahre 1350 in Deutschland fürchterlich auftrat und Tausende dahinn raffte. — Er wurde von der Zunft der Böttcher vom Dreikönigstage bis zum Faschingdienstag in Costumen und Charakter-Masken, mit „Reißschwinger“, „Vor- und Nachtänzer“ in der großen Schäfflerherberge, so wie auf offener Straße vor den Häusern der Patrizier der Stadt getanzt. So war die St. Rosalia-Procession in Palermo die Folge eines Gelübdes der Municipalität nach der gelungenen sicilischen Besser, und endete trotz aller Devotion mit Tanz.

So war das „Schönbartlaufen“ und der „Wassertanz“ eine patriotische Erinnerungsfeier an die im Jahre 1349 in Nürnberg entdeckte Verschwörung, die am 3ten Pfingstfeiertage den Stadtrath überfallen und erschlagen sollte. — Die „Messerer“ oder Messerschmiede, die sich daran nicht betheiligten hatten, erhielten zum Lohne von Kaiser Carl IV. das Privilegium, in der Fastenzeit öffentliche Tänze aufführen zu dürfen.* Später betheiligten sich an diesem Tanze, der in künstlich verschlungenen Figuren nach Art unserer Cottillons bestand, und bei dem auch Scheingefechte mit entblößten Schwertern vorkamen, reiche Bürger und Söhne der ersten Familien. „Schönbartlaufen“ nannte man jenen Tanz, weil jeder der daran theilnehmen wollte, einen „Schönbart“, d. h. eine Maske und einen Masken-Anzug tragen mußte.

Die Sitte dauerte bis 1539, wo bei einem großartigen, besonders prächtigen Schönbartlaufen (welches der Meisterfänger Hans Sachs beschreibet) bedeutende Unruhestörungen stattfanden, welche durch die ordnenden Zünfte, die als Schutzwache aufgestellt waren, veranlaßt wurden, weil man damals noch nicht so zart beim Ord-

* Wilhelm Angerstein. Volkstänze im deutschen Mittelalter.

Vertreter Anlaß fand, nicht nur jede Solidarität mit der bayerischen Anregung, sondern auch jede Unterstützung derselben abzulehnen und sich überhaupt in Ausdrücken zu bewegen, welche auf die Enthaltbarkeit seiner Regierung schließen lassen.

Ueberblickt man die Situation, so ist nicht zu verkennen, daß etwaige Versuche der ökonomischen Versammlung, dem modernen Staatswesen den Krieg zu erklären, auf den hartnäckigsten und rücksichtslosesten Widerstand der Mächte stoßen würden, deren Regierungen in diesem Falle nur als Anwälte des Volkswillens auftreten. Gerade daß man es vermeiden, sich früher zu alarmiren, ehe der Feind Position genommen hat, sollte in Rom die Ueberzeugung zeitigen, wie gewachsen man sich allenthalben dem vorbereiteten Angriffe fühlt. Hand in Hand mit dieser Erkenntniß ginge dann die Einsicht, daß in solchem Kampfe der Angreifende unterliegen muß.

Die Finanzlage Ungarns.

Wien, 23. Juni. Von kompetenter Seite wird die Wiener „Presse“ ersucht, Folgendes mitzutheilen: „Der Frankfurter „Actionär“ und im Einklange mit diesem für die ungarischen Finanzverhältnisse stets feindselig gestimmten Blatte das „Wiener Handelsblatt,“ die „Schlesische Zeitung“ und selbst ein Pester oppositionelles Blatt schleudern über die Finanzlage Ungarns so böswillige Entstellungen in die Welt, welche, wenn sie wahr wären, geeignet sein dürften, den Credit und das Bewußtsein der Lebensfähigkeit des Landes zu erschüttern. Während die nichtungarischen Blätter von einem namhaften Deficit sprechen, befassen sich die andern mit harmlosen persönlichen Vergleichen. Das Pester oppositionelle Blatt geht jedoch viel weiter. Neben Aufrechthaltung des vermeintlichen Deficits spricht es der ungarischen Finanzverwaltung jede reformatorische Tendenz ab, leugnet den Fortschritt in der Steuerfähigkeit des Landes, tadelt, daß die indirecten Steuern nicht aufgehoben worden sind, und daß die Rückstände aus den directen Steuern zwangsweise eingehoben werden, glaubt, daß bezüglich der Landesfinanzen eine „tabula rasa“ hätte gemacht werden sollen u. s. w. Diese Beschuldigungen entbehren jeden Grundes.

Die ungarische Regierung besteht seit zwei Jahren. Der Abschluß der Rechnungen für die Jahre 1867 und 1868 weist gar keinen Abgang auf.

Was die Zukunft anbelangt, darüber kann der Unbefangene nicht urtheilen.

Die ungarische Finanzverwaltung hofft jedoch zuversichtlich, ihre Ausgaben auch für das laufende Jahr ohne eine Anleihe decken zu können.

Diesem gemäß erklärt die ungarische Finanzverwaltung das ihr angeblich Deficit für eine tendenziöse Entstellung der wahren Sachlage.

Die Mittheilung des Pester Blattes findet ihre Widerlegung theils in sich selbst, zumal es ein widerspruchsvolles Ansinnen ist, die Eintreibung der directen Steuern zu tabeln, gleichzeitig die indirecten auflassen und nebstbei ein Deficit beseitigen zu wollen.

Andererseits wird die Darstellung, als wäre die ungarische Finanzverwaltung den Reformen abgeneigt, oder als hätte die Steuerfähigkeit des Landes keine Fortschritte gemacht, durch jene Thatsache entkräftet, daß

während der kurzer Dauer der gegenwärtigen Finanzverwaltung die indirecten Steuern überraschend günstigere Resultate geliefert haben als früher, daß die Domainal-Einkünfte des Staates auf das Doppelte und die Erträge der Waldungen auf das Vierfache gestiegen sind; endlich daß der Handel und die Industrie einen nie geahnten Aufschwung aufweisen, der durch keinerlei Entstellungen verwischt werden kann.

Wie wenig das gedachte Pester Blatt mit den Verhältnissen des eigenen Landes vertraut ist, dürfte daraus ersichtlich sein, daß der mit Oesterreich abgeschlossene Handelsvertrag die Aufrechthaltung und gleichartige Verwaltung der indirecten Steuern gesetzmäßig feststellt hat, und das erwähnte Blatt spricht dessenungeachtet von einer tabula rasa und Abschaffung der indirecten Steuern, was lediglich nur mit offenbarem Vertragsbruch versucht werden könnte. Die tabula rasa und die Abschaffung der indirecten Steuern ist in der Theorie wohl sehr schön, und die Gesetze, welche dieser Abschaffung zur Stunde noch im Wege stehen, könnten mit der Zeit beseitigt werden. Aber in einem Lande, wo die Neigung der Steuerzahlung so gering ist, daß die directen Steuern selbst zwangsweise kaum eingehoben werden können, und wo gegen derartige Eintreibung stets Klagen vorliegen, würde das angerathene Experiment eine muthwillige Gefährdung der Staatskräfte und das Deficit auch thatsächlich nach sich ziehen.“

Tagesneuigkeiten.

— (Sommerklage.) In der „Mainzer Btg.“ finden wir das nachstehende launige Gedicht, welches auch in Oesterreich der lyrischen Stimmung des Augenblickes entsprechen dürfte. Es lautet:

Ach was ist das für ein Lenze
Achtzehnhundert sechzig neun!
Eisgezapf statt Blüthenkränze,
Regen und kein Sonnenschein!

Kukul ruft durch grüne Reiser
Nicht mehr so wie sonst sein Brauch;
Natarhalsig ganz und heiser
Frißt er am Camillenstrauch.

Auf die Heilkrast der Camille
Baut der alte Egoist;
Während dort im Gras die Grille
Krank am Rheumatismus ist.

Auch der Nachtigall'n Getändel
Schallt uns nicht mehr liebend zu;
Perchen tragen Regenmäntel
Und die Frösche Gummischuh.

Und ein Mailäfer im Flieder —
Wer möcht' jetzt Mailäfer sein! —
Nieb sich die erbornen Glieder
Züngst mit Opodeldoe ein

Ja, als man am Vorley-Jessen
Festern warf der Rege Fiachs,
Sah man, schwer in Winterpelzen,
Schwimmen einen alten Lachs.

Büchle, die sonst lustig hupfen,
Schleichen frierend, kümmerlich,
Bienen laborir'n am Schnupfen,
Schänzgen in die Blüthen sich.

Welch' ein Sommer! Wer im Rheine
Zegt zu baden sich vermißt,
Nehm' als Schwimmbhof' ja doch keine,
Die nicht warm gesüttert ist.

nungmachen mit dem Volke umging, wie es heutzutage, z. B. in Paris der Fall ist, wo der dienstthuende Sergeant de ville den frenetischen Cancan-Tänzerinnen, wenn ihre centrifugale Kraft zu heftig wird, die freundlichen Worte zuruft: Je vous prie Mesdames moderez vos transports, sondern damals Ordnungstörer und Excedenten gepackt und zu Boden geworfen wurden. Das Schönbartlaufen wurde eingestellt, und später bis in das 17. Jahrhundert hinein nur der Kunst der „Messerer“ gestattet.

„Schwerttänze“ gehörten überhaupt zu den Festlichkeiten der Edelleute in Italien und Frankreich und der Zünfte in Deutschland, und wurden die Tänzer in eigenen Fechtschulen dazu herangebildet. Aehnliche Tänze waren die Bügel- und Reiftänze, bei denen die Tänzer durch hantbewickelte Reisen sprangen, ferner die Laterentänze, die so wie die Fackeltänze nur bei Nacht ausgeführt wurden, und sich, wenn auch in vereinfachter Form, bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ehemals war der Fackeltanz bei allen Hofesten üblich; einer der letzten in wirklicher Form eines Tanzes wurde am 18. April 1818 bei der Vermählung des Herzogs Friedrich von Dessau mit der Prinzessin Friederike von Preußen ausgeführt, an welchem sich das erlauchte Brautpaar und der König selbst theiligten. Daß diese Fackeltänze schon zur Römerzeit bei Hochzeitsfeierlichkeiten verwendet wurden, zeigen uns alte Vasreliefs und beschreiben uns Historiographen, wo der Taedis oder Riesenfackeln erwähnt wird, welche dem Brautpaare vorgetragen wurden, und hieraus später der Gebrauch entstand, daß bei fürstlichen Hochzeiten den Neuvermählten von den nächsten Verwandten brennende und mit den Wappenfarben bemalte Fackeln unter dem Schalle der Trompeten und Pauken voran- und nachgetragen, und von den Fackelträgern Tänze ausgeführt wurden. — Der Minnesänger Gottfried von Straßburg beschreibt in seinem Epos „Tristan und Isolde“ einen

solchen Reihentanz mit Fackeln, eine Art Polonaise, die vom Brautpaare selbst geführt wurde; während des Tanzes tritt der Bischof im vollen Ornate ein, es wird ein Kreis gebildet und in dessen Mitte die Trauung vollzogen.

Die Fackeltänze gehörten ihrer Gattung nach zu den sogenannten Schreit-, Schritt- oder Schleiftänzen und sollten mit ruhigen, langsamen Bewegungen ausgeführt werden; jeder Herr führte seine Dame bei den Schritttänzen, die Bewegungen beschränkten sich auf unser heutiges balancé tour de main, chasso — später kam pas de basque und chaine anglaise dazu — die Paare standen sich einzeln gegenüber, woher der Name contre-danso stammt, die Bewegungen mußten steif und langsam gemacht werden, theils wegen der Riesencoiffure der Damen, theils wegen der langen Schleppe und Reifkleider. — Aus der Polonaise und der contre-danso entwickelte sich unter den heißblütigen Italienern die Monserine, einer der ältesten Salontänze Italiens, der anständig noch jetzt, obwohl auch in schnellem Tempo, getanzt wird, unter dem Volke aber als Straßentanz zu einer Art Cancan degenerirte. — Die Polonaise, dieser anfangs so steife Schritttanz, kommt im Mittelalter auch schon als Springtanz vor (Mazurek), wobei die Tanzenden mit Schellen und Sporen versehen waren, die durch ihr tacthaltendes Getöse die lustigen Gesellschaftstänze noch mehr belebten. In Deutschland war der Zäuner, was Reihe bedeutet, ebenfalls eine Art Polonaise, in der die gegenüberstehenden Paare der Reihe nach vom ersten Paare bis zum letzten Platz wechselten. Der Schmolter, eine Art Ländler, von einzelnen Paaren getanzt, die sich zeitweise bei den Händen hielten, zeitweise einzeln mit dem Rücken gegen einander, gleichsam schmolend, tanzten; — der Capriolen-Tanz mit Sprüngen, die jedoch viel Uebung verlangten und an dem sich ältere Personen nicht theiligten; endlich der „Hoppalbei,“ „Heierlei“ und

— (Böhmische Schulen in Wien.) An den Gemeinderath ist von den Vertretern des tschechischen Vereines in Wien das Ansuchen um eine Subvention zur Errichtung einer tschechischen Gewerbs- und Handelschule von vier Classen gelangt. Ueberdies wünschte der Verein vom Gemeinderath auch die Ueberlassung der nothwendigen Hörsäle sammt Beheizung und Beleuchtung für die tschechische Hochschule für Gewerbe und Handel in Wien. Eine Sammlung, welche für den gedachten Zweck bereits eingeleitet wurde, hat ein Ergebnis von 2300 fl. geliefert. Sr. Majestät der Kaiser hat einen Beitrag von 500 fl., Ihre Majestät die Kaiserin einen Beitrag von 100 fl. gespendet.

— (Durch den Leib gerannt.) Das anderthalb Stunden von Mahrenberg (Steiermark) entfernte Eisenwerk, „in der Tiefel“ genannt, war am 20. d. M. der Schauplatz einer gräßlichen Scene. Ein daselbst befindlicher Arbeiter Ignaz S. gerieth mit dem Werkführer P. in Streit, weil Ersterer die Befehle des Letzteren nicht befolgte. Es war bereits gegen 9 Uhr Abends, wo schon die übrigen Arbeiter abwesend und nur die zwei Obgenannten zurückgeblieben waren. S. hatte eben noch die letzte Eisenstange aus dem Glühofen herausgenommen, als ihm der Werkführer befahl, dieselbe noch im Feuer zu lassen, sie sei noch zu wenig glühend. Der Arbeiter, dessen Feierabendstunde schon vorüber war, widersetzte sich dieser Anordnung, es entspann sich ein Streit, wobei S. so in Wuth gerieth, daß er dem Werkführer das glühende Eisen durch den Leib rannte, worauf Letzterer sogleich zu Boden stürzte und bald darauf seinen Geist aufgab. Der Thäter stellte sich selbst dem Gerichte.

— (Anstatt Haisische Wölfe.) Aus Triest wird geschrieben: Die Haie, die uns mit ihrem Besuche beehrt, scheinen jetzt endlich ihre Rückreise angetreten zu haben, dagegen stellen sich zu ihrem Erfasse als Gäste anderer Art auf den nahen Höhen des Karstes bei Bassoviza, Lippiza und Sessana Wölfe ein. Es ist nicht erklärlich, was diese Thiere aus den Gegenden des oberen Ssonzo hieherzog, es sei denn die Aussicht auf gute Beute unter den Hasen.

— (Verheererender Brand.) Aus Falgendorf wird vom 19. d. M. geschrieben: Heute Nachts 11 Uhr wurden die Bewohner während eines furchtbaren Gewitters durch das Stürmen der Feuerglocken in nicht geringen Schrecken versetzt, indem die Nachbargemeinde James durch das Einschlagen des Blitzes an zwei Seiten im obern und untern Orte in hellen Flammen stand. Die aus der Stadt herbeigeilten Spritzen, sowie die gesammten Einwohner hatten vollauf zu thun, um Menschenleben zu retten, da das verheerende Element, zehn Häuser sammt Scheuer in einer Stunde in Schutt und Asche legte. Leider sind bei diesem Brandunglücke auch drei Menschenleben zu beklagen.

— (Gefangennehmung einer Räuberbande.) Nach einer in Temesvar eingetroffenen Nachricht wurde in der Nacht auf den 21. d. auf der Strecke zwischen Temesvar und Szegedin eine Räuberbande von den vom k. Commissär Grafen Ráday entsendeten Sicherheitscommissären gefangen genommen und nach Szegedin transportirt. Man fand bei den Strolchen unter anderem über hundert Pässe und zwanzig Comitatsiegel.

— (Humboldt den mal.) In Norddeutschland beginnt bereits die Bewegung für ein Denkmal, welches dem verstorbenen Heros der Wissenschaft, Alexander v. Humboldt, errichtet werden soll. Nachdem der Gedanke

„Hierleisei,“ lauter lustige Springtänze der Landbewohner, in denen die Walzerdrehungen nach und nach immer klarer hervortraten. Man tanzte sie meistens im Freien und sang lustige Lieder dazu. Die erste Anwendung der bekannten Figur grande chaine finden wir im Mittelalter bei dem sogenannten „zwölf Monattanz,“ der von zwölf Paaren, die im Kreise aufgestellt waren, ausgeführt wurde. Sobald die Musik erschallte, stampften Alle mit dem rechten Fuße nach dem Tacte und ließen die Schellen möglichst laut klingen — klatschten in die Hände und tanzte zwei ganze Ronds, eine nach rechts, die andere nach links; hierauf schwenkten die Paare und bildeten vier Colonnen, jede zu drei Paaren, welche die vier Jahreszeiten vorstellten, jede bildete eine Ronde für sich und tanzte die eben beschriebene Tour; war diese zu Ende, so lösten sich die vier Colonnen wieder auf, formirten sich in einen großen Kreis und begannen durch Handreichen und Vorwärtstanzeln die grande chaine; mit einem allgemeinen Jubelgeschrei endete das Ganze.

Die ursprüngliche Form unseres heutigen Walzers war der sogenannte Drehtanz. Die Paare drehten sich wie bei unsern jetzigen Gesellschaftstänzen um sich selbst und gleichzeitig um die Mitte des Saales, zeitweise durfte man die Tänzerin, deren eine Hand auf der Schulter des Tänzers ruhen mußte, auch ganz freilassen, sie mußte sich dann ein-, zweimal allein um sich selbst drehen, worauf sie der Tänzer wieder bei den Händen nahm und vereint weiter tanzte.

Wenn wir die Volks- und Gesellschaftstänze des Mittelalters im allgemeinen betrachten, so finden wir, daß die ältern Zeiten mehr die ernsthaften, ruhigere und sittsame Bewegung des Schritt- und Schleiftanzes liebten, während die späteren hauptsächlich in raschen Drehungen und Sprüngen das Vergnügen suchten.

(Fortsetzung folgt.)